

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 25

September 2003

Mit dieser Ausgabe liegen die 25. „Blätter aus dem Max-Samuel-Haus“ vor. Seit 1992 begleiten und dokumentieren die „Blätter“ die Arbeit des Hauses u.a. mit Berichten und Porträts, Interviews und Statements, Essays und Rezensionen, Reiseschilderungen und Lebenserinnerungen. Über seine Erfahrungen mit der Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur äußert sich **Dr. Yaakov Zur**, Mitglied des Stiftungsvorstands, in seinen Erinnerungen „**Die Welt ist eine schmale Brücke**“.

Beispiel - Symbol - Modell

Ich bin stolz, daß gerade meine Geburtsstadt sich als einer der ersten Orte im Osten Deutschlands in konstanter Arbeit der Problematik des Judentums stellte. Ich bin stolz, daß ich einer der Mitbegründer der Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur war. Das Max-Samuel-Haus ist eine beispielhafte Einrichtung auch insofern, als von Nichtjuden eine Begegnungsstätte zwischen Juden und Nichtjuden geschaffen wurde. Es wurde ein Symbol für Bemühungen um historische, soziale und kulturelle Fragen, gegen Rassenvorurteile, gegen Neonazismus.

In den Gedenkwochen 1992 zum 50. Jahrestag des Beginns der Deportationen und 1998 zum 60. Jahrestag der Reichspogromnacht trafen sich im Max-Samuel-Haus überlebende Rostocker Juden, die jetzt über die ganze Welt verstreut sind. Während der Woche der Erinnerung 1998 erlebte ich mit meiner Familie und mit den ehemaligen Rostocker Bekannten eindrucksvolle Stunden. Es waren schwere Stunden wie der Besuch auf dem Jüdischen Friedhof, wo wir im Gebet unserer Mutter und Schwester gedachten, im Gefängnis Alt-Strelitz, wo wir an unseren Vater dachten, der dort in Haft war. Zu den sehr angenehmen Erlebnissen gehören immer die Treffen, die zu verschiedenen Gelegenheiten im sommerlichen Garten hinter Max Samuels Villa unter den alten Obstbäumen mit Gesprächen, Musik und koscherer Bewirtung stattfinden.

Ohne das Max-Samuel-Haus würde ein Stück Rostocker Geschichte, das Vermächtnis seiner jüdischen Bürger, verlorengehen. Es hält die Erinnerung an die ausgelöschte Gemeinde wach, be-

faßt sich mit den Geschichten der Familien, von denen manchmal keiner mehr am Leben ist. Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß die Millionen in Auschwitz vergaster Juden unvorstellbar sind und keine Emotionen auslösen. Wirkliche Betroffenheit stellt sich erst ein, wenn ich in den Gesprächen von konkreten Schicksalen spreche, von dem meiner Familie und von dem anderer Rostocker. Auch wenn es Betroffenen wie mir schwerfällt - immer wieder müssen die Fakten über die Greuelthaten vermittelt werden, wenn wir der Gefahr entgehen wollen, daß der Holocaust eines Tages nur noch für eine Legende gehalten wird.

Eine zweite Hauptsäule neben der jüdisch-deutschen Geschichte bildet in der Arbeit des Max-Samuel-Hauses die Information über Israel. Die Begegnungsstätte wirkt mit ihren Lesungen und Diskussionen, Exkursionen und Camps als Multiplikator. Es ist wichtig, besonders der Jugend Informationen über Judentum, Zionismus und Israel zu vermitteln. Ich habe das mit verschiedenen Vorträgen in Schulen getan. Die Kraft des Wortes, wenn es authentisch ist, und die persönliche Begegnung können ausschlaggebend sein und das Umdenken, das so nötig ist, bewirken. Ich sage immer wieder, daß wir Israelis selbst dafür Verantwortung tragen, in Deutschland Vorurteile gegenüber Israel abzubauen. Auf der Gästeliste des Max-Samuel-Hauses stehen u.a. bekannte israelische Diplomaten, Schriftsteller, Wissenschaftler. In Israel bewertet man die Arbeit des Max-Samuel-Hauses als ein nachzuahmendes Modell.

(Auszug/gekürzt)

Lebensbild und Zeitgeschichte

Zum erstenmal trafen wir uns 1987. Es war auch das erstemal, daß Dr. Yaakov Zur nach 48 Jahren wieder in seine Geburtsstadt Rostock kam. 1939 hatte er sie als 15jähriger Jude unter seinem Geburtsnamen Alfred Zuckermann verlassen müssen. Anlaß der Reise von Yaakov Zur nach Rostock war eine Artikelserie von Frank Schröder in den „Norddeutschen Neuesten Nachrichten“, deren Chefredakteur ich damals war. Der Rostocker Historiker berichtete im Herbst 1986 in der Serie „Zwischen Emanzipation und Vernichtung“ über das Schicksal von jüdischen Bürgern aus der Stadt an der Warnow. Im 20. Beitrag tauchten die Namen Perle und Ruth Zuckermann auf. Zum erstenmal erfuhr Yaakov Zur etwas über das Schicksal seiner Mutter und seiner Schwester, die 1939 daheim geblieben waren ... Die Rostockerin Maritta Fritzsche hatte die Artikelserie von Frank Schröder über eine Freundin nach Israel geschickt.

Die offizielle Einladung von Yaakov Zur nach Rostock hatte Christiane Niemann, Leiterin der Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburg, ermöglicht. Über sie – ihr Vater, Pastor Niemann, hatte mich konfirmiert – und Frank Schröder gelangte ich zum ersten Interview mit Yaakov Zur. Er schilderte mir mit bewegten Worten, wie er in einem Dachzimmer des Rostocker Stadtarchivs eine Gestapoanweisung vom 6. Juli 1942 las. Das verhängnisvolle Dokument befahl die Deportation von 24 Rostocker Juden, darunter Perle und Ruth Zuckermann aus der Altschmiedestraße 26.

Seit 1987 begegnete ich Yaakov Zur viele Male. So auf dem jüdischen Friedhof der Hansestadt zur Einweihung einer Stele, oder in der Aula der Universität, wo der Gast aus Israel einen Vortrag hielt. Unvergessen ist mir die Überreichung der Ehrenbürgerschaft an Dr. Zur im Rostocker Rathaus im Jahr 1993. Zuletzt traf ich Yaakov Zur im Rostocker Max-Samuel-Haus im Mai 2003. Hier stellte Dr. Christine Gundlach das von ihr im Auftrag der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur herausgegebene Buch „Die Welt ist eine schmale Brücke“ vor.

Die Journalistin und Dramaturgin hat das wechselvolle Leben von Yaakov Zur im jüngsten Titel aus dem Thomas Helms Verlag minutiös verfolgt und spannend aufgeschrieben. Die Autorin ist berufen für diese wichtige Arbeit, hat sie sich doch bereits u.a. mit ihrem Titel „Ein bißchen anders bleibt man immer“ über jüdische Zuwanderer in Mecklenburg-Vorpommern verdient gemacht.

„Die Welt ist eine schmale Brücke“ erzählt einprägsam vom Elternhaus von Yaakov Zur in der Rostocker Langen Straße, wo der Vater ein Schuh- und Konfektionswarengeschäft betrieb, von der Schule, die Yaakov in Rostock und Frankfurt am Main mit seinen Brüdern besuchte, und von der Emigration 1939 nach Palästina. Drei Jahre später wurden seine Mutter und die Schwester nach Auschwitz deportiert und vergast. So ist das Buch ein wichtiges Zeugnis dafür, wie die Zeit des Nationalsozialismus geprägt war von Vertreibung und Ausgrenzung, von Deportation und Vernichtung jüdischer Mitbürger in Deutschland.

Der Leser erfährt vom Leben des ehemaligen Rostockers im religiösen Kibbuz Ein Hana-ziv, von einem Studium in Jerusalem und einem Erziehungsauftrag in Südamerika. Ausführlich schildert die Autorin die Gegenwart, das Familienleben, den Tod des Sohnes als israelischer Soldat und den Tod der Ehefrau Esther, der das Buch gewidmet ist. Auf 250 Seiten wird durch Interviews, Dokumente und Fotos ein jüdisches Lebensbild vermittelt, das für mich besonders auch für die junge Generation ein wichtiges Hilfsmittel zum Verständnis aktueller Politik im Nahen Osten ist. Yaakov Zur hat sich immer für eine Verständigung zwischen dem Volk von Israel und Palästina ausgesprochen.

Wolf-Dietrich Gehrke

Schriften aus dem Max-Samuel-Haus 3

Christine Gundlach

Die Welt ist eine schmale Brücke

Yaakov Zur – ein Israeli aus Rostock

Erinnerungen und Begegnungen

Thomas Helms Verlag Schwerin 2003

Erhältlich im Max-Samuel-Haus, Preis 12,80 €

In den letzten Augusttagen verstarb in Berlin im Alter von 91 Jahren der Mitbegründer des Max-Samuel-Hauses Professor Ernst Hoffmann. Als langjähriges Mitglied des Kuratoriums unserer Stiftung hat der Historiker Ernst Hoffmann mit wissenschaftlichem und politischem Sachverstand, vor allem aber mit großer Menschlichkeit das Max-Samuel-Haus seit 1991 mitgestaltet.

Ernst Hoffmann (1912-2003) zum Gedenken

Zum ersten Mal begegnete ich Ernst Hoffmann an der Berliner Humboldt-Universität. Im Fernstudium Geschichte gehörte ich 1983 zu der Seminargruppe, die im „Klassiker-Seminar“ den emeritierten Geschichtspräsidenten Ernst Hoffmann als Dozenten bekam. Das Klassiker-Seminar behandelte Marx, Engels und Lenin – ein nicht unbedingt beliebtes und meist auch nicht sehr anregendes Fach. Uns über 40 Fernstudenten stand ein nicht sehr großer, schlanker älterer Herr (dem man seine damals 71 Jahre überhaupt nicht ansah) gegenüber. Schon im ersten Seminar passierte Ungewöhnliches: es wurde gelacht. Professor Ernst Hoffmann verstand es meisterhaft, Fachkenntnis mit persönlicher politischer Biographie und rheinischem Humor zu verbinden. Es war ungewöhnlich, in dieser Zeit der Stagnation einen Mann zu erleben, der nicht nur undogmatisch dachte, sondern mit seinem Leben auch für seine Überzeugungen stand: als Sohn eines sozialdemokratischen Redakteurs geboren, wuchs Ernst Hoffmann in der Arbeiterbewegung auf. Früh ging er zum Kommunistischen Jugendverband und versuchte vor 1933 antifaschistische Jugendbündnisse zu bilden. Mit der Machtübergabe an die Hitler-Regierung ging er den Weg in den Widerstand, wurde verhaftet, im Gestapo-Keller gefoltert und vom Volksgerichtshof verurteilt. In der tschechischen Emigration beteiligte er sich am Aufbau des Dokumentationsarchivs der Nazi-Verbrechen und wurde zum Mitbegründer der „Freien Deutschen Jugend“. Im englischen Exil ebenfalls politisch tätig, überstand er die Internierung als „feindlicher Ausländer“, heiratete und vervollkommnete seine umfassende Bildung. Für Ernst Hoffmann war 1946 die Rückkehr nach Deutschland selbstverständlich, er wollte an der Gestaltung eines „neuen Deutschland“ teilnehmen. In der Sowjetischen Besatzungszone arbeitete er in der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung, dann beim Aufbau des Lehrstuhls für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Institut für Gesellschaftswissenschaften des ZK der SED – ein Institut, das er zeitweilig auch leitete. Politische Meinungsverschiedenheiten mit Walter Ulbricht führten zu seiner Abschiebung als Geschichtspräsident an die Humboldt-Universität.

1986 traf ich Ernst Hoffmann wieder. Es war eine unerwartete Begegnung, da ich eigentlich mit Ursula Hoffmann, geborene Bernhard, verabredet war, der Tochter des letzten Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Rostocks. Als ich sie in Berlin-Pankow besuchte, stellte sie mir ihren Ehemann vor – eben Ernst Hoffmann. In zahllosen Gesprächen in den folgenden Jahren lernte ich von ihm sehr viel über deutsche und jüdische Geschichte, über die Vulgarisierung des Marxismus in der DDR, über die internationale Arbeiterbewegung. Ernst Hoffmanns vermittelndem Eingreifen verdankt auch die 1987 herausgegebene Broschüre „Zwischen Emanzipation und Vernichtung – Zur Geschichte der Juden in Rostock“ ihr Erscheinen. Ernst Hoffmann wurde einer der wichtigen Mitstreiter bei dem Bemühen, eine zunehmende öffentliche Diskussion um die Wahrnehmung historischer Verantwortung zu führen. So war 1990/91 seine engagierte Teilnahme an der Gründung der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock / Max-Samuel-Haus nur folgerichtig.

Für mich als fast fünfzig Jahre Jüngeren war beeindruckend, mit welcher Offenheit und Neugier, selbstkritischer Betrachtung und Bescheidenheit sich Ernst Hoffmann im hohen Alter an den unterschiedlichsten Vorhaben und Projekten beteiligte. Es war schön, den fast 91jährigen Nestor unserer Stiftung noch im Mai diesen Jahres bei der Buchpremiere der Lebenserinnerungen von Yaakov Zur „Die Welt ist eine schmale Brücke“ im Max-Samuel-Haus zu erleben. Ernst Hoffmann begegnet zu sein, gehört für mich zu den bleibenden Eindrücken der letzten beiden Jahrzehnte. In meiner Erinnerung wird er als ein großartiger Mensch bleiben, dessen Lachen und schalkhaft blitzende Augen ebenso unvergesslich sind wie sein oft wiederholter Satz: „Mich hat die Gestapo nicht brechen können, dann wird es meine eigene Partei auch nicht schaffen.“

Meine Anteilnahme gilt vor allem Ursula Hoffmann, die ihm in über 60jähriger Ehe eine liebevolle und adäquate Partnerin war.

Frank Schröder

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere, dass im Jahr 2000 im Max-Samuel-Haus eine Projektgruppe unter dem Namen „Wochn fun bitochn“ ins Leben gerufen wurde. Schüler des Stephan-Jantzen-Gymnasiums Lichtenhagen waren angetreten, jüdische Kultur, Religion und Geschichte kennen zu lernen – auch mit dem Ziel, ihr Wissen über Israel im Land selbst zu vertiefen.

Zusammenarbeit zwischen Stephan-Jantzen-Gymnasium und Max-Samuel-Haus

Verhältnis im vierten Jahr

Aus diesem letzten Vorhaben ist nichts geworden, aber was die Gruppe auf dem Weg bis fast dorthin erlebt, erfahren, geschaffen und geschafft hat, ist bemerkenswert.

Stolz waren die Schüler auf ihren ersten öffentlichen Auftritt im August 2000 mit einem jiddischen Kulturprogramm. Keiner von ihnen hätte vor Beginn des Projekts „Jiddische Lieder und Klesmer“ mit Manfred Lemm geglaubt, dass man 20 Lieder in einer doch fremden Sprache in drei Tagen lernen kann.

Der zweite große Höhepunkt unseres Projektes war eine Ausstellung von Feder- bzw. Kreidezeichnungen und Aquarellen im Krakauer Künstlerkeller sowie im Max-Samuel-Haus – das Ergebnis eines einwöchigen deutsch-polnischen Jugendaustauschcamps im Juni 2001 in der Pater-Siemaszko-Stiftung. Die Motive dieser sehr gelungenen Arbeiten entsprachen dem Anliegen unseres Projektes – auf den Spuren jüdischer Geschichte im Stadtteil Kaszimirz.

Schade eigentlich, dass die Zeichnungen jetzt so unbeachtet auf dem Dachboden verstauben, dachten wir uns. Und Annemarie Schröder – Schatzmeisterin des Fördervereins des Hauses – hatte eine Idee: In der Synagoge der Stadt Krakow am See finden regelmäßig Expositionen statt – warum nicht mit den Bildern unserer Projektgruppe. Ein erstes Gespräch fand statt, Interesse wurde signalisiert – und nun hoffen wir das Beste!

Wer hätte anfangs gedacht, dass sich die Zusammenarbeit des Stephan-Jantzen-Gymna-

siums Lichtenhagen und des Max-Samuel-Hauses über eine so lange Zeit erstrecken würde! Inzwischen geht unser „Verhältnis“ ins vierte Jahr, die Schüler sind andere, auch unser Kursthema und damit die Schwerpunkte unseres Nachdenkens haben sich verändert.

„Täter-Opfer-Zuschauer“ – Mittelpunkt der Arbeit ist nun mehr der Holocaust aus verschiedenen Blickwinkeln. Im Laufe der Zeit stellte sich bei den Jugendlichen nicht mehr nur die Frage nach den Opfern der Verfolgung, sondern sie wollten Antworten finden darauf, was Menschen bewogen hat, dem Geschehen nur zuzuschauen bzw. selbst zu Tätern zu werden.

Dem ausführlichen Literaturstudium ging ein zweitägiges Seminar in Berlin voran. Mit dem Besuch des Jüdischen Museums und des Hauses der Wannseekonferenz vergegenwärtigten sich die Schüler noch einmal die Grundlagen der Massenvernichtung eines Volkes – der Juden. Vor dem Hintergrund, dass die Protokolle der Wannseekonferenz nicht einmal die Begriffe Ausrottung, Hinrichtung, Ermordung enthielten, wurde die Frage – Warum ist es dann so weit gekommen? – drängender.

Und gerade in der sogenannten „Täterliteratur“ fanden die Schüler Antworten.

Kazimierz Moczarskis „Gespräche mit dem Henker“ verdeutlichte ihnen am Beispiel des Henkers des Warschauer Gettos den Werdegang, die Psychologie eines Massenmörders. Die Lektüre rief ihnen ins Bewusstsein, welche Gefahren nationalistische Erziehung und deren Manipulationsmechanismen in sich bergen.

Im Zusammenhang mit ihren Studien hatten die Schüler ein bewegendes und in unseren Tagen immer seltener werdendes Erlebnis – ein Treffen mit einem Zeitzeugen, dem ehemaligen Insassen des KZ Auschwitz-Birkenau Kazimierz Smolen. Auf einem Rundgang durch das Lager berichtete er über den Alltag der jüdischen Gefangenen und die Greuelthaten der Nazis. Auch persönlichen Fragen wich er nicht aus. Eine, die die Jugendlichen vor allem interessierte, war: Warum sind Sie nach Ende des Krieges wieder an diesen Ort zurückgekehrt? Smolens Antwort: Das bin ich den Opfern schuldig. Nach meiner Tätigkeit als Nebenkläger bei den Nürnberger Prozessen habe ich es als meine Pflicht empfunden,

das Andenken meiner ermordeten Kameraden zu wahren und die Erinnerung an die Schrecken der Vergangenheit wach zu halten.

Den vorläufigen Abschluss fand unsere Arbeit im Sommer 2003 in einem gemeinsamen Workcamp mit unseren uns nun schon sehr vertrauten polnischen Freunden, die uns nun in Rostock besuchten. An den Seminartagen wurden die Ergebnisse der einjährigen Nachforschungen vorgestellt. Es fanden Buchvorstellungen statt, die deutschen Schüler führten im Max-Samuel-Haus durch die Ausstellung „100 jüdische Persönlichkeiten Mecklenburg-Vorpommerns“, und gemeinsam bestritten sie die Lektüre des Briefwechsels „Adressat unbekannt“. Und das alles in Englisch!

Für unsere Gäste bot der Aufenthalt in Rostock die Chance zum Baden im Meer: ein seltenes Ereignis für die Krakauer, so daß sie sich sogar bei schlechtem Wetter in die Ostsee stürzten.

Es wird weiter gehen mit unserem Projekt – das nächste Ziel muss noch genauer umrissen werden, aber Vorstellungen gibt es eine ganze Reihe.

An dieser Stelle möchte ich einen ganz besonderen Dank loswerden – nämlich an Kathrin Wenzel und Wolfgang Weiskirchen, die dieses Projekt inhaltlich gestalten und organisieren. Wir freuen uns auf die nächsten Wochen und Monate mit beiden.

Gundula Richter

Literaturhaus Kuhtor - Thalia-Buchhandlung - Max-Samuel-Haus

Alle Farben der Sonne und der Nacht

Eine Frau in einer Gefängniszelle, Verhöre: „Seit wann sind Sie Zionistin?“ „Ich war nie Zionistin.“ „Alle Juden sind Zionisten.“ „Das ist verrückt.“ Nein, es ist nicht der Gestapokeller im Berlin des Jahres 1938, es ist ein Gefängnis in Prag im Frühjahr 1952.

Der Generalsekretär der Kommunistischen Partei der CSSR und stellvertretende Ministerpräsident Rudolf Slansky ist bereits seit einem halben Jahr in Haft, ebenso Minister, Botschafter, Funktionäre - fast alle sind Juden. Der Prozeß gegen sie wird zum monströsesten antisemitischen Ereignis des letzten Jahres der Stalin-Ära. Die meisten Angeklagten werden hingerichtet, unter den wenigen Überlebenden sind Eduard Goldstücker und Artur London.

Lenka Reinerová berichtet in ihrem neuesten, im Aufbau-Verlag erschienenen Buch „Alle Farben der Sonne und der Nacht“ über ihre einjährige Haftzeit. Die Journalistin, aus der Emigration in Frankreich und Mexiko zurückkehrend und mit ihrem jugoslawischen Mann zunächst nach Belgrad, dann nach Prag gehend, wird Zielscheibe heute schwer vorstellbarer Anschuldigungen: zionistische Agentin, Verschwörung mit der faschistischen Tito-Clique ... Als sie aus der Haft entlassen wird, ist Stalin tot, der CSSR-Präsident Gottwald ebenso. Die schlimmsten Schrecken sind vorbei, aber rehabilitiert wird sie erst 1964. Nach dem durch Panzer erzwungenen Ende des Prager Frühlings steht sie 1968 erneut unter Verdacht. Parteiausschluß und Schreibverbot folgen.

Erst in den letzten Jahren ist Lenka Reinerová durch die Erzählbände „Mandelduft“ und „Zu Hause in Prag - manchmal auch anderswo“ dem deutschen Publikum bekannter geworden. Sie, die als letzte Schriftstellerin Prags in deutscher Sprache schreibt, erhielt den Schillerring der Deutschen Schillerstiftung, wurde 2002 Ehrenbürgerin ihrer Geburtsstadt Prag und nahm im März gemeinsam mit Jorge Semprun in Weimar den Goethe-Preis 2003 entgegen.

Ihr Buch „Alle Farben der Sonne und der Nacht“, aus dem sie am 25. September im Max-Samuel-Haus lesen wird, ist nicht nur der erschütternde Bericht aus dem Gefängnis. Es ist auch die Beschreibung von Begegnungen mit Egon Erwin Kisch, David Alfaro Siqueros, Wieland Herzfelde, Julius Fucik ...

Lenka Reinerová, die 1916 in einer assimilierten jüdischen Familie Prags geboren wurde, ist eine einfühlsame Chronistin jenes untergegangenen „goldenen“ Prags in seiner unverwechselbaren Wechselwirkung aus tschechischer, deutscher und jüdischer Kultur.

Frank Schröder

Lenka Reinerová

liest im Max-Samuel-Haus

am 25. September 2003, 19.00 Uhr

Nach einem Wochenendseminar zum Thema „Deutsch-jüdische Schriftsteller und ihr Verhältnis zu Palästina“ 1998 fand zum Abschluß des vergangenen Sommersemesters zum zweiten Mal ein studentisches Kolloquium des Instituts für Germanistik der Rostocker Universität im Max-Samuel-Haus statt. Damit fand das von Dr. Hella Ehlers geleitete Hauptseminar „Robert Schindels Erzählen von der ‚negativen Symbiose‘“ seinen Abschluß. Den folgenden Bericht und den BUCHTIP schrieben Teilnehmerinnen des Seminars.

Die positive Erkenntnis zur „negativen Symbiose“

Spricht man im Zusammenhang mit Robert Schindel von der „negativen Symbiose“, dann spricht man von der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Juden und Nichtjuden nach der Shoah. Schindel, der als deutschsprachiger jüdischer Autor immer wieder in seinen Gedichten und in seinem 1992 erschienen Roman „Gebürtig“ diese Auseinandersetzung thematisiert, negiert eine andere Form der Beziehung zwischen Juden und Nichtjuden, die von Auschwitz her geprägt ist. Damit schließt er sich Positionen von Gershom Scholem, Dan Diner und Enzo Traverso an. Vor allem in seinem literarischen Werk, aber auch in Gesprächen und öffentlichen Auftritten engagiert Schindel sich für die Aufnahme eines Dialogs, der durch die 68er Studentenbewegung im Ansatz schon vorhanden war und dann doch wieder verstummte.

Dem Kolloquium ging ein Semester voran, in dem sich die Studenten intensiv mit dem literarischen Werk Schindels in Hinblick auf das Phänomen der „negativen Symbiose“ beschäftigten. Neben dem Roman „Gebürtig“ wurden Gedichte, Essays und der Erzählband „Die Nacht der Harlekine“ untersucht. Schon während des Semesters stellten sich die Studenten untereinander ihre Ergebnisse vor, und schließlich wurden sie während des Kolloquiums einem größeren Publikum zugänglich gemacht.

Die Besucher des Kolloquiums erhielten einen detaillierten Einblick in die Literatur des Robert Schindel, wobei immer wieder auf die „negative Symbiose“ Rückbezug genommen wurde. Es zeigte sich dabei deutlich die Komplexität des Autors und seines Werkes. So kann Schindel durchaus komische Töne wie in seinem 1994 erschienen Erzählband „Die Nacht der Harlekine“ anschlagen. In den 12 Geschichten werden vorwiegend alltägliche Tragödien und Begebenheiten aus dem Wiener Milieu erzählt. In ihrem tragisch-komischen Verlauf scheitern die ‚Helden‘ regelmäßig auf Grund ihrer Unfähigkeit, sich in das Gesellschaftsleben ein- bzw. sich ihm unterzuordnen. Die Problemkreise der Gewalt, der scheiternden Beziehungen, der seelischen Martyrien, der Leere und auch das Motiv des schleichenden Wahnsinns ziehen sich durch diesen Erzählband.

Paradoxerweise spielt trotz der tragischen Motive die Komik eine existentielle Rolle.

In einem anderen Beitrag des Kolloquiums ging es um den Dialog Robert Schindels mit „literarischen Schicksalsverwandten“, wie Volker Kaulkeit sie bezeichnet. Einer unter ihnen ist Paul Celan, der für Schindel eine Brücke vom *Damals* zum *Jetzt* darstellt. Besonders die Lyrik Schindels enthält sehr viele, oftmals nicht markierte Verweise auf die Gedichte Celans. Beim aufmerksamen Lesen gilt es, diese zu entdecken und zu entschlüsseln, denn häufig stehen die Texte beider Autoren in einem fiktiven Dialog zueinander, der neue Bedeutungshorizonte öffnet. Schindel nimmt Celans Metaphorik und Ton auf und lässt seine Gedichte mit denen Celans verschmelzen.

Neben Elementen der Komik und der Intertextualität wurde während des Kolloquiums auch die Kommunikation zwischen Juden und Nichtjuden in seinem Roman „Gebürtig“ dargestellt. Dabei sind die verschiedenen Gebürtigkeiten der einzelnen Figuren entscheidend. Sie lassen sich nicht abstreifen und zeigen sich in ihrer Andersartigkeit besonders im Gespräch. So war an dieser Stelle festzuhalten, dass Robert Schindel das Phänomen der „Gläsernen Wand“ zwischen Juden und Nichtjuden in diesem Roman aufgreift. Diese ist zwar durchsprechbar und auch aufbrechbar, doch sie ist vorhanden und kann auch als Symbol für die Durchsichtigkeit des Problems angesehen werden. An dieser Stelle zeigt sich wieder die „negative Symbiose“.

Ein Kolloquium am Ende des Seminars durchzuführen, war für die meisten Beteiligten eine neue, aber lohnende Erfahrung. Für die Studenten besonders, um zu üben, sich einem fremden, kritischen Publikum zu stellen und die Arbeitsergebnisse in einer Diskussion zu verteidigen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist wohl, dass sich die Vortragenden noch einmal intensiv mit dem Thema auseinandersetzen und so zu weit weniger oberflächlichen Ergebnissen kamen. Und so lässt sich das Hauptseminar mit diesem gelungenen Abschluss als „runde Sache“ bezeichnen, wobei sicher auch die Lesung mit Robert Schindel im Literaturhaus Kuhtor zu erwähnen ist.

Susanne Presting

Eine von 100 jüdischen Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern:

Marc Lidzbarski – kein Eintagsleben

„Auf rauhem Wege“ so titelt Lidzbarski sein wahrhaft eigenartiges Schicksal, das ihn aus dem polnisch-jüdischen Elternhaus im damals russischen Plock auf das Gymnasium nach Posen führte. Spätestens als 1929 ein Nachruf auf ihn in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, deren Mitglied er ab 1912 war, erschien, wußte man, daß er der Verfasser der vorerst anonym vorgelegten *Jugenderinnerungen eines deutschen Professors* war.

Sein Vater war Kaufmann, die Familie strenge Chasidim. So wuchs Lidzbarski im echten ostjüdischen Ghetto auf. Er mußte mit drei Jahren hebräisch lesen lernen, ein Jahr später aus dem Pentateuch übersetzen. Mit fünf Jahren studierte er einen hebräischen Bibelkommentar und sechsjährig kannte er bereits die hebräische Kursivschrift. Dann kam er zu einem Talmud-Lehrer, der in einem halbdunklen Keller unterrichtete. Eigentlich die Geschichte eines Wunderkindes, die wenig Raum für das Kindsein hatte. Lidzbarski erzählt, wie er als Junge begeisterter Käufer von Neuruppiner Bilderbögen war. Einen Bogen konnte er sich nicht recht erklären. „*Er zeigte die Glieder eins Mannes einzeln, getrennt voneinander. Ich deutete ihn schließlich als das Bild eines schrecklichen Räubers, der zur Strafe in einzelne Glieder zerhackt worden sei. Erst viel später erfuhr ich, daß es die Vorlage für einen Hampelmann ist, aus der die einzelnen Glieder ausgeschnitten, auf Pappe geklebt und dann zusammengefügt werden sollten.*“

Mit vierzehn Jahren entflieht er der elterlichen Enge, schreibt einen Abschiedsbrief, er wolle nach dem Auslande gehen in der Hoffnung „*dort anderes, Moderneres lernen zu können.*“ Er geht zunächst nach Posen, dann nach Berlin, um sich auf das Gymnasium vorzubereiten. 1889 wird er mit dem Reifezeugnis des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Posen entlassen. Das Gymnasium ließ ihm oben drein noch genug Raum, syrisch und arabisch zu lernen, ohne das Lateinische und Griechische zu vernachlässigen, von den modernen Sprachen Englisch, Französisch und Italienisch ganz abgesehen. „*Nachdem ich den ganzen Winter Syrisch getrieben hatte, ging mein Lehrer mit mir im Frühjahr zum Arabischen über... Als die Ferien kamen, trieb ich vom frühen Morgen bis zum Abend Keilschrift...*“ Als er nach Hause zurückkehrt, findet er bei seinen Eltern weiterhin nur Unverständnis. So sagt sich Lidzbarski von seiner Heimat und seiner Familie los. Er geht zurück nach Berlin. Vergessen hat er seine

Heimat nicht. Sein Buch setzt ihr ein Denkmal. Es ist angefüllt mit Geschichten und Bildern einer gewaltsam zerbrochenen Welt und auch heute noch eine überaus spannende, überraschende und an vielen Stellen auch amüsante Lektüre.

In Berlin studiert er von 1889-1892 semitische Philologie. Noch als Student konvertiert er zum evangelischen Glauben und ändert seine Vornamen Abraham Mordechaj in Marc. In seiner 1893 lateinisch verfaßten Promotion über arabische Prophetenlegenden nennt er sich jedoch *Marcellus*, um nicht *Marcus* schreiben zu müssen. 1896 legt er in Kiel seine Habilitationsschrift im Fach orientalische Philologie vor. Nach einer Zeit von fast zwölf Jahren nervenfressenden und zuletzt verbitterten Wartens auf eine feste Stellung erhält er 1907 endlich die Berufung nach Greifswald auf den Lehrstuhl für semitische Philologie. 1917 wechselt er an die Universität Göttingen.

Lidzbarski galt als Einzelgänger, wissenschaftlich und privat, aber auch als akribischer Erforscher und präziser Interpret seines Fachgebietes. „*In Berlin, Kiel, Greifswald und Göttingen hat Lidzbarski Werke von bleibender Bedeutung geschaffen. Auf drei Gebieten der Wissenschaft vom Vordern Orient war er tätig, der neuaramäischen Dialektkunde, der semitischen Epigraphik und der mandäischen Philologie; und auf den beiden letzteren Gebieten war er anerkannte Autorität.*“ So sein Biograph Enno Littmann.

Er verschrieb sich der Erforschung semitischer Dialekte insbesondere des Neuaramäischen und untersuchte ausführlich die gnostische Vorstellungswelt der Mändäer, deren Quellentexte er erstmals der wissenschaftlichen Fachwelt zugänglich machte. Das zweibändige „Handbuch der nordsemitischen Epigraphik, nebst ausgewählten Inschriften“, erstmals 1898 erschienen, wurde zum Standardwerk. Bedeutend sind auch seine Bearbeitung von Gesenius' Hebräischer Grammatik, die Übersetzung des Johannesbuchs der Mandäer von 1915 und die Herausgabe der „Ginza. Der Schatz oder Das große Buch der Mandäer“ 1925.

Er stiftete einen nach ihm benannten Preis für besondere wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Orientalistik, der von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft vergeben wird. Walter Bauer schreibt in seinem Nachruf: „*Sein Leben ist wirklich kein Eintagsleben gewesen, kein Leben nur ‚im Vorzimmer‘, sondern, so wie er es sich gewünscht hat, ein Leben, das fortwirkt, fortlebt, nicht aufhört...*“

Lidzbarski stirbt 1928 sechzigjährig nach schwerer, langer Krankheit in Göttingen.

Axel Attula

Tagesseminar der Evangelischen Akademie Mecklenburg-Vorpommern
und des Max-Samuel-Hauses

„Ich bin Deutscher und Mecklenburger“ Jüdische Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern

Vom 22. Mai bis 22. November 2003 stellt das Max-Samuel-Haus in einer von Historikern, Politologen, Theologen, Publizisten und Kunstwissenschaftlern erarbeiteten Ausstellung die Lebenswege von 100 jüdischen Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern vor. Als Rabbiner, Gemeinderepräsentanten, Künstler, Unternehmer, Politiker, Juristen, Mediziner, Wissenschaftler, Erfinder oder Schriftsteller haben ihre Lebenswege unser heutiges Bundesland berührt. In der Vielfalt ihres Wirkens geben sie einen anschaulichen Überblick über dreihundert Jahre deutsch-jüdischer Geschichte. Einer von ihnen, der Erfinder Rudolf Goldschmidt aus Neubukow, faßte das Selbstverständnis vieler der Porträtierten in seiner Anmerkung „Ich bin Deutscher und Mecklenburger“ zusammen, die er in seinen Auswanderungspapieren aus Nazi-Deutschland 1934 notierte.

Mit diesem Tagesseminar möchten wir Ihnen einige der in der Ausstellung vorgestellten Frauen und Männer näher bringen.

Zeit: Sonnabend, 1. November 2003, 10.00 - 16.00 Uhr

Ort: Max-Samuel-Haus, Schillerplatz 10, 18055 Rostock

Ablauf:

10.00-10.15 Begrüßung (Dr. Fred Mahlburg, Frank Schröder)

10.15-11.00 Führung durch die Ausstellung des Max-Samuel-Hauses „100 jüdische Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern“ (Frank Schröder, Historiker, Leiter des Max-Samuel-Hauses)

11.15-12.00 „Von Stralsund nach Berlin – der Aufstieg der Familie Wertheim. Jüdische Unternehmer als Mitgestalter wirtschaftlicher Entwicklung in Mecklenburg-Vorpommern“ (Wolfgang Weiskirchen, Historiker)

12.15-13.00 „Väter der Demokratie – Lewis Marcus, Felix Löwenthal, Hugo Sawitz. Jüdische Juristen und ihr Wirken in Mecklenburg-Vorpommern“ (Kathrin Wenzel, Politologin)

13.00-14.00 Mittagspause

14.15-15.00 „Über Obotriten, Claus Störtebeker und Baruch Spinoza. Jüdische Schriftsteller aus Mecklenburg-Vorpommern und ihre Werke“ (Dr. Christine Gundlach, Publizistin)

15.15-16.00 „Im Rollenfach der ‚scharfen Dame‘ – Zerline Gabillon und andere jüdische Künstler aus Mecklenburg-Vorpommern“ (Axel Attula, Kunstwissenschaftler und Theologe)

Der Teilnehmerbeitrag beträgt 25.- € / Anmeldungen sind bitte an die Evangelische Akademie Mecklenburg-Vorpommern, Ziegenmarkt 4, 18055 Rostock, zu richten. Nähere Informationen erhalten Sie auch im Max-Samuel-Haus (Tel. 0381/4923209)

Im Anschluß:

16.30-18.00 „Von mecklenburgischer Heimat, sozialistischen Utopien und jüdischem Leben – Aaron Isaac, Rudolf Kayser, Georg Engel, Henni Lehmann u.a.“

Ein Lese-Nachmittag aus den Werken jüdischer Schriftsteller aus Mecklenburg-Vorpommern, moderiert von Frank Schröder

Öffentliche Veranstaltung, Eintritt: 4,00 € / erm. 2,50 €

Die Ausstellung „100 jüdische Persönlichkeiten aus Mecklenburg-Vorpommern“ ist noch bis zum 22. November von Montag bis Donnerstag 10.00 bis 16.00 Uhr, Freitag 10.00 bis 13.00 Uhr und Sonnabend 10.00 bis 15.00 Uhr geöffnet.

Herausgegeben vom Max-Samuel-Haus, Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur, Schillerplatz 10
18055 Rostock, Tel. 0381/4923209, Fax 0381/4907673, e-mail Max-Samuel-Haus@t-online.de, Bankverbindung OSPA
Konto-Nr. 0220014566, BLZ 13050000
Redaktion Dr. Christine Gundlach

Robert Schindel
Gebürtig

Frankfurt/Main 1992, suhrkamp taschenbuch 1994

Im Jahre 1992 erschien der erste Roman des Wiener Schriftstellers Robert Schindel *Gebürtig* nach einer ungefähr 10 Jahre währenden, immer wieder unterbrochenen Produktionsphase. Eigentlich eine Ausnahme für den Lyriker Schindel, welche er mit einem Augenzwinkern darauf zurückführt, auch mal einen kommerziellen Erfolg verbuchen zu wollen.

Der besondere Reiz dieses Romans liegt in der komplexen Konstruktion des Erzählten. Schindel entwirft mehrere Handlungsstränge, welche sich von Anfang an überschneiden. Ausgangspunkt ist das Wien der frühen achtziger Jahre, die Heimatstadt vieler im Roman agierender Charaktere, die zum großen Teil der so genannten „Söhnegeneration“ angehören. Zwischen den Söhnen (und auch Töchtern) der Täter und der Opfer des Holocaust ist somit die bestehende Problematik in der Beziehung zwischen Juden und Nichtjuden ein steter Bestandteil ihrer eigenen Identität und infolgedessen auch oftmals Gegenstand in den von Schindel inszenierten Diskussionen und Auseinandersetzungen im Roman.

Im Mittelpunkt einer der zahlreichen Handlungsstränge steht der jüdische Lektor Danny Demant, der sich in die nichtjüdische Ärztin Christiane Kalteisen verliebt. Diese „Liebesgeschichte“ zeichnet sich aus durch diverse Krisen, welche nicht zuletzt auf Dannys Jüdischsein bzw. Christianes Nichtjüdischsein basieren. Ihre unterschiedlichen Ansichten gegenüber dem Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden gefährden ihre neue Liebe.

In einem weiteren Haupthandlungsstrang problematisiert Schindel die Psychose des in Hamburg lebenden Konrad Sachs, die durch die Nazivergangenheit seines Vaters, welcher während des Zweiten Weltkrieges aktiv an der Judenvernichtung Anteil genommen hatte, ausgelöst wurde. Sachs, der mit den Taten

seines Vaters nicht zurechtkommt, projiziert dessen Schuld auf sich und wähnt sich als Täter. Da seine Ängste aber nicht nur seine Ehe zu zerstören drohen, sondern sein ganzes Leben auf den Kopf stellen, entschließt er sich zu einer Selbsttherapie.

Der dritte Hauptstrang erzählt von dem ehemaligen jüdischen KZ-Häftling Herrmann Gebürtig, der nach den Schrecken der Gefangenschaft in die USA floh und nun als erfolgreicher Literat in New York lebt. Von seiner Heimat hat er sich rigoros losgesagt. In New York wird er von der jungen Susanne Ressel ausfindig gemacht, deren Vater ebenfalls Gefangener in Mauthausen war wie Gebürtig. Davon überzeugt, dass ihr Vater an dem Schock und aus Gram wegen eines unverhofften Zusammentreffens mit dem ehemaligen KZ-Aufseher Anton „Schädelknacker“ Egger verstarb, bemüht sich Susanne Ressel nun, Gebürtig als Zeuge für den Prozess gegen den enttarnten Egger zu gewinnen.

Obwohl diese drei Haupthandlungsstränge den Großteil des Romans ausmachen, haben auch die zahlreichen weniger detailliert erzählten, aber dennoch wirkungsvoll inszenierten Episoden einen gewichtigen Anteil an der Gesamtkomposition des Romans und verleihen ihm seinen speziellen Charakter. Fließen die unterschiedlichen Schicksale der Figuren am Ende doch mehr oder weniger zusammen und ergeben ein einheitliches Ganzes.

So ist das Lesen dieses Werkes eine abwechslungsreiche und interessante Entdeckungsreise, welche es dem Leser ermöglicht, die Geschehnisse und Figuren aus verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten. Alles, was wir als Leser zu tun haben, ist, uns auf diese Reise einzulassen.

Cathérine Lau

Neuerwerbungen der Bibliothek

Matthias Morgenstern

Von Frankfurt nach Jerusalem

Isaac Breuer und die Geschichte des „Austrittsstreits“ in der deutsch-jüdischen Orthodoxie
Tübingen 1995 *Schenkung von Dr. Yaakov Zur*

Heinz Seydel (Hrsg.)

Welch Wort in die Kälte gerufen

Die Judenverfolgung des Dritten Reiches im deutschen Gedicht

Leipzig 1968

Schenkung von Hans Ludwig Levy

Landesverband Jeunesses Musicales M-V e.V.

Verfemte Musik

Zweiter bundesweiter Wettbewerb/Vierter internationaler Meisterkurs

Schwerin 2002

Schenkung von Anke Zimmermann

Kazimierz Albin

Steckbrieflich gesucht

Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswiecim 2000

Helga Krohn

Vor den Nazis gerettet

Eine Hilfsaktion für Frankfurter Kinder 1939/40

Schriftenreihe des Jüdischen Museums Frankfurt am Main 1995

Daniel Levy / Nathan Sznajder

Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust

Edition Zweite Moderne

Frankfurt am Main 2001

Charles Liblau

Die Kapos von Auschwitz

Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau, Oswiecim 1998

Janusz Pogonowski

Illegale Briefe aus Auschwitz

Oswiecim 1999

Helga Weissova

Zeichne, was du siehst

Zeichnungen eines Kindes aus Theresienstadt/Terezin

Göttingen 1998

Roman Frister

Ascher Levys Sehnsucht nach Deutschland

Berlin 1999

Rahel Varnhagen

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Zweiter Teil

Gesammelte Werke II, Reprint der Ausgabe von 1834

München 1983

Renate Wall

Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil 1933-1945 / 2 Bände

Freiburg 1995